

Nachtarbeit.

Aus den Aufzeichnungen eines Armierungssoldaten.

Der Armierungssoldat — alias „Schipper“ — Otto Niebide entwirft im „Buchhändler-Vorleseblatt“ ein Bild von einer nächtlichen Schipperexpedition. „Freiwillig zur Nachtarbeit 10 Schritte vor!“ Die ganze Kompanie rückt um 10 Schritte vorwärts. Der Feldwebel sämuntzelt. „Geht so nicht! Brauche nur 50 Mann! Also abzählen!“ Eins — zwei — drei — vier — fünfzig. „Halt! Diese 50 um 10 Uhr 30 Minuten wieder antreten! Begreifen!“ 10 Uhr 30 Minuten. Alles steht mit Pünktlichkeit. Taschenlampen zurückerlösen! Wir geben sie ab. „March.“ Unsere Kolonne legt sich in Bewegung. Der March über die lange Chaussee bis zum Pionierdepot wird noch verplaudert. Dann heißt es den Mund halten, jedes Geräusch vermeiden. Der Mond hängt wie eine Sichel zwischen den silberigen Sternen; in der schwachen Dämmerung laufen wir wie schwarze Schatten. „Halt!“ Wir stehen neben einer großen Kabelaufrollung. „Abrollen und alle 10 Schritte ein Mann einspringen! Los!“ Der erste schalterte das schwere Kabelende und verschwindet mit dem führenden Monteur im Dunkel. Wir zählen. Alle 10 Schritte springt der nächste von uns ein. Die Kolonne schmilzt mehr und mehr zusammen und endlich ist alles in Bewegung. Vor mir läuft der Droschkenkutscher. Es fällt ihm offenbar schwer, seinen Berliner Mund zu zügeln, denn er macht alle Anstrengung, sich im Plüschkorn mit dem Ranne 10 Schritte davor zu unterhalten. Hinter mir stöhnt der Assessor mit der Brille. Er hat mir schon davorin angedeutet, daß er eigentlich überhaupt nichts sieht. Wenn irgend etwas ist, soll ich stark am Kabel ziehen. Also los!

Licht — löst — löst — löst — aba! der Fernsprecher! Licht — Erste Batterie dort? — erste Batterie dort? Licht — man meldet uns der Artillerie. Licht — Schützengrabenkompanie dort? — Licht — Man meldet uns der Infanterie. Die helle Stimme des Telephonierenden dringt scharf durch die nächtliche Stille.

In den Gedanken um dieses Getöse sind wir längst von der Chaussee abgelenkt und fühlen den lehmigten Sturzader unter unseren Füßen. Inzwischen haben sich auch unsere Augen ein bißchen mehr an die Dunkelheit gewöhnt. Die Hitze immer noch gegen, kam von vorn der Welle, auf Leitungsdrähte am Erdboden achten! Wichtig! Hier lagen ja überall isolierte Fernsprechdrähte, die Gehirnerven der Truppenkörper da vorn. Also Vorsicht! Die erste halbe Stunde ging um. So im gemächlichen Marschtempo froh unsere Schlange vorwärts. Mit einem Male, weiß der Hund wie es kam, begannen die Schatten vor mir zu traben, der Droschkenkutscher trabte, ich trabte, der Assessor trabte — und hinterdrein trabte auch alles. Wir versuchten uns zu stemmen. Es half nichts, das Kabel zog uns nach vorn. Alle unsere Kunststücke im Lausziehen schlugen fehl. Nur festhalten! das war unsere Sorge. Denn plötzlich wurde aus dem Trabenden Laufen und aus dem Laufen Rennen. Wir flogen hinten wie ein Lammerschwanz. Plötzlich lag der eine, der nächste sauste über ihn hin, ich rollte drüber weg, der Assessor hatte den Hund gemerkt, sprang zur Seite und sank knietief in einen Sumpf. Aber er hielt fest und schaltete häuslings weiter. Nach zehn Minuten stand jeder wieder in seinem Loch. Die Humpelbeiden wurden gezogen, aber weiter mußten wir.

Jetzt ging's über einen Vergrüden. „Achtung! Schützengraben!“ hieß es von vorn. Da war er auch schon. Klartief. Ich setzte zum Sprung an, sprang, schwebte — lüßert doch der Assessor hinter mir den Abhang herunter, reißt mich mit dem Kabel zurück — ich mache einen rückwärtigen Saltomortale, und — plumps, liege ich unten auf einem harmlosen Infanteristen. Aber ich kam fast schneller wieder raus als rein — denn der Deutsche kann auch schlafend Anfälle geben. Laullos weiter. Fieberhafte Erregung, denn wir sind nun vor der Front. Drüben liegen die Russen, wir hören sie singen. Ein gutes Stück müssen wir noch vor. Der Assessor meint, er habe wohl kein Glas mehr in der Brille. Das interessiert mich wenig. Der Droschkenkutscher füstelt in Hauchtönen: „Paulinden geht tanzen!“ Plötzlich hält er an. Von vorn flüster's: „Halt!“ Alles steht. Pffiff... eine Leuchtkugel... Pffiff... eine zweite, eine dritte. Schräg vor uns. „Niederlegen!“ Alles liegt platt. In die Schützengraben schleichen! Wie die Katzen klettern wir hoch und lassen uns schwer in die Gräben fallen. Die Infanterie wacht auf und besetzt die Schießscharten. Wir haben unsere Gedanken, wie es sein mag, hier einen Sturmangriff zu erleben, so wie wir sind, ohne Waffen. Das läßt uns das Warten ein Geschenk sein. Da hinten liegt das Kabel, schwarz wie ein Kal im matten Mondlicht. Teufel — es raschelt! Da — es bewegt sich! Sollten die Russen —?!

Und jetzt kommt da jemand. So aufrecht — ein Russe? Und mit Glendlaternen? Da steht er 20 Meter vor mir, springt in den Schützengraben... und schimpft, was uns einfällt, statt Kabel zu tragen, hier so zu sitzen. „Artaus!!!“ Wir wagen einzuzutreten: „Aber der Befehl...“ „Befehl — welcher Befehl? Raus!“

Also ging es weiter, weiter, weiter... Bald nachdem ich mich „anmutiges“ Plätschern neues Unheil ahnen. Und wirklich — plätsch, plätsch ging's durch einen breiten Graben, tief genug, um bis über die Knie darin zu planischen. Ob mein Nachmann, der Assessor, seit dem Aufbruch durch die Tannen meinem energischen Zupfen am Tau keinen Glauben mehr schenkte oder was es war, jedenfalls lag er plötzlich der Länge nach im Wasser und gluckte — blind wie er war — um Hilfe. Da ließ ich denn zum ersten Male mein anbefohlenen Kabel los und zog ihn ins Trockene. „Bewegung!“ flüsterte ich ihm zu, als ich sah, daß seine Zähne zu klappern begannen. Also reichten wir uns schnell wieder em, er pflanzte, ich halbtrocken. Endlich ließ der Sturmstopp nach. Es ging langsamer, immer langsamer, und schließlich standen wir. Uns büherten die angewickelten Glieder, die mancherseits Hosen erkarrten zum Eisübergang. „Kabel niederlegen!“ Wir schalterten das schwere Ding ab und legten es am Drahtverhau entlang. Dann ging's zurück, diesmal auf festem Wege. Nur der Assessor mit dem glaslosen Brillengestell tappte noch manchmal ins Ungetwisse. Aber wir holten ihn dann immer wieder schnell zurück.

Nach anderthalb Stunden Wegs standen wir abermals vor einer Kabelaufrollung. „Es muß heute Nacht noch hin. Leute, Kameradenpflicht!“ sagte der Monteur-Unteroffizier. Also packten wir wieder an, hundertmal zwar, aber durch Pflichtbewußtsein gestärkt. Diesmal stellten wir Hinterten uns noch vorn und mieden jede Begabeweiung wie einen Fehltritt. Gegen die fünfte Morgenstunde waren wir wieder am Ziel, legten das Kabel nieder und konnten den Heimweg antreten. Da es schon dämmerte und die feindliche Artillerie die Front abzutasten begann, schienen uns Umwege ratsam. Wir gerteten dabei noch über eine weite Weide, die uns ihre Tragfähigkeit so trefflich vortäuschte, daß wir erst zu spät merkten, wie sie fast bis zu den Halsknöcheln im Wasser steckte. Endlich fanden wir die Chaussee wieder, sie empfing uns mit einem kühlen Morgenwind, der unsere nasse Kleidung sofort mit einer Eisglashaut überzog. Die steingefrorenen Wöhlringe unserer Wanderschnecken schlüpfen klappernd um unsere müden Beine; eine Art klanglosen Morgengeläutes. Dann aber sahen wir unter Quartierdorf. Die hohen Bäume dahinter leuchteten schon in der Frühsonne des dienstfreien Tages.

Rosen.

Von Hermann Weid.

Als der Postbote mühsam die fünf steilen Stiegen erklimmen hatte und im dunklen Gang an der letzten Türe pochte, ward ihm nicht gleich Antwort, worauf sein Klopfen in ein recht bestiges Gähnen überging. Ein zitternder Ruf, der als herein verstanden werden konnte, ertönte aus dem Innern; der Briefträger trat in ein kleines Zimmer, das vorn und an einer Seite schiefe Wände hatte. Der Eindruck des Kermischen und Beengenden, den dieser Umstand sowie das etwas schmale Fenster hervorrief, wurde noch verstärkt, wenn man die paar Möbelstücke betrachtete, die dicht beieinander standen. Es war nur das Notwendigste: ein Bett, das so hoch war, daß man sich darin gewiß nicht aufrichten konnte, ohne an die Decke zu stoßen, die gerade dort schief in die Höhe strebte; ein wenig Vertrauen erweckender Schrank, der aufsehend nur noch auf drei Füßen stand und bedenklieh auf die eine Seite überhing; daneben ein hölzerner Waschtisch, über dem ein kleiner, halbblinder Spiegel müde ins Zimmer schaute; ein runder Tisch, auf dem eine geklumpte, verbläute Decke lag, und zwei Stühle ergänzten die Einrichtung. Vorne am Fenster, auf einer Erhöhung, sah ein weibliches Wesen vor einer Nähmaschine, deren Surren aber sofort aufgehört hatte, als der Postbote ins Zimmer getreten war.

Mit einem leisen Aufschrei erhob sich die Frau und sah auf den Brief in des Boten Hand wie auf etwas lange, sehnsüchtig Erwartetes. Sie war alt; in weißen, spröden Strahlen hing ihr das Haar in die Stirne, die einst rein und schön gewesen sein mußte. Auch in dem saligen, etwas verblissenen Antlitz konnte man bei genauerem Schauen noch Reste ausdrucksvoller Jüge erkennen. Eine große, etwas verkrümmte Brille lag vor schwachen, glanzlosen Augen.

Aufgeregt führen ihre Hände mehrmals an dem grauen, ver-schliffenen Rock hinunter, wie um sie zu säubern, ehe sie nach dem Briefen griff.

„Warten Sie,“ sagte sie zu dem Boten und ging zum Schrank. Dabei sah man, daß sie den linken Fuß etwas nachzog. Aus einer Kassetta holte sie ein Geldstück, betrachtete es sorgsam auf beiden Seiten und gab es, als sie ein Zehnpenningstück erkannte, dem Briefträger.

Drinnen war es ganz still. Von der Straße herauf drang nur gedämpft der Lärm, das Schreien der Kinder. Ein paar Fliegen summteten an den Fensterhebeln. Die Alte saß vor der Nähmaschine, ihre Hände zitterten so stark, daß sie einige Male mit der Schere, die sie zum Öffnen des Briefes benutzte, daneben fuhr. Dann schnitt sie langsam, mit einer ehrfurchtigen Scheu, wie man das Tor zu einem Heiligtum öffnet, den Brief auf und nahm den Bogen heraus. Ihre Augen suchten die Unterschrift; ja, der Brief war wieder von ihrem Soldaten aus dem Krieg...

Krause, ziemlich unbeholfene Schriftzüge bedeckten die paar Seiten, mit Bleistift geschrieben, so daß die schwachen Augen der Alten Mühe hatten, sie zu enträtseln. Sie brauchte lange, bis sie zu Ende war; manches verstand sie nicht sogleich und las es wieder und wieder. Ihre Lippen sprachen jedes Wort halblaut mit. Ueber ihr runzeliges Antlitz zog langsam ein frohes Leuchten; wie schon er wieder schrieb, ihr Soldat, für den sie ganz allein sorgen durfte, daß er draußen nicht hungerte, dem sie Gaben ins Feld sandte, Zigaretten, Wurst, Zwieback und noch manches andere. Dabei kamte sie ihn garrnied, wußte noch nicht einmal, wie er aussah.

Ja, es war ganz sonderbar und so gekommen: Eines Tages, vor ein paar Wochen, hörte sie zufällig in dem Geschäft, für das sie nähte, daß man bei der Sendung von Liebesgaben ins Feld auch jene Soldaten nicht vergessen solle, die keine Angehörigen haben und also nichts geschickt bekommen; darüber hatte sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht gegrübelt und ihr bißchen Cripertes mühsam zusammengezählt. Sie rechnete und schwankte lange, dann ließ sie sich aber doch eine Adresse geben und sandte dem Soldaten, ihrem Soldaten, wie sie ihn seitdem nannte, ein Paket mit allerhand nahrhaften Dingen ins Feld. Und es war seltsam: in jenen Tagen blühte in dem alten, einsamen Weiblein, das bisher für niemand hatte sorgen dürfen, ein längst verunkentenes Gefühl wieder auf, eine leise Mütterlichkeit. Und ihre Gedanken waren nun immerfort draußen im Kriege, dessen Größe sie ja nicht mehr ermessen konnte, der aber doch einen Schein bis in ihr winziges Stübchen strahlte.

Damals war ein warmer Dankesbrief von dem Soldaten gekommen, den sie wohl fünfzigmal an jenem Tage gelesen und ihre Arbeit beinahe darüber vernachlässigt hatte. Ein Brief — das war ein Ereignis in ihrem Leben, das sie lange nicht begreifen konnte. Schon wenige Tage darauf sandte sie wieder neue Dinge hinaus, die sie in den Läden mit aufgeregter Sorge einkaufte, und dann noch öfter, und jedesmal erhielt sie einen Brief und zwischenbinnen noch Karten mit sonderbaren Bildern, die sie nicht immer verstand. Heute aber schrieb der Soldat so schön wie noch nie, meinte die Alte; von der Freude über die guten Liebesgaben, den schweren Kämpfen, die sie in den letzten Tagen siegend bestanden hätten, und noch vieles andere, daß der Alten vor Freude und Rührung die Tränen in die Augen kamen.

Endlich legte sie den Brief zur Seite und begann ihre Näharbeit wieder; ihre Gedanken waren aber wir, daß sie nicht recht schaffen konnte. Sie blickte zum Fenster hinaus; draußen lagen die Dächer im warmen Sonnenschein. Es ging gegen Abend. Ein unerklärliches Verlangen kam über die alte Frau, fortzugehen, unter Menschen, um in ihrer Freude nicht so allein zu sein. Sie holte ein dünnes, vom Alter etwas glänzendes Mäntelchen aus dem Schrank, sah noch einmal verwundert mit einem eigenen Lächeln über ihre Stube hin und ging davon, nicht ohne die Tür sorgsam zweimal verschlossen zu haben.

Drunten empfing sie das vielstimmige Brausen der Großstadt.

Sie ging ohne Ziel und kam zum Stadtpark, durch dessen Tor viele Menschen strömten, deren Arbeit zu Ende war, und die nun Ruhe suchten. Es war die Zeit, als die Rosen blühten, die hier in hunderten Arten gepflanzt und gepflegt wurden, als eine der schönsten Sehenswürdigkeiten dieser Stadt. Die Alte setzte sich auf eine Bank inmitten der Rosen. In ihrer einen Hand hielt sie kramphast den Brief; sie holte ihre Brille herbor und begann von neuem zu lesen. Einige junge Mädchen und Burken, die Arm in Arm vorübergingen, sahen mit dem mitleidigen Spott der Jugend auf das lommische Bild, das die alte Frau bot. Sie las langsam, Zeile um Zeile, wie man ein Glas gemächlich in sich aufnimmt. Auf einmal wurden ihre Augen weit und bekamen einen seltsamen Glanz. Die Hände mit dem Brief sanken ihr in den Schoß; sie lehnte das Haupt langsam zurück und sann. Was schrieb der Junge draußen im Feld: „Wenn ich heimkehre, komme ich zuerst zu Ihnen.“ Anfangs hatte sie, als sie die,

wesen, weil ich noch um ein paar Zoll höher auftrage als Du — wer weiß?“

Der Gute weiß allerdings recht wenig.

Fast einen Monat habe ich wieder in der Stadt verbracht — und nichts geleistet, nichts geschaffen. Doch ist die Zeit rasch vergangen. Je weniger man tut, desto stinker fliegen die Tage vorüber. Oder besser, sie schieben wie ein Wind verflohen zu sein, wenn man aus der Entfernung an sie zurückdenkt.

Es ist gut, daß ich niemandem Verantwortung schuldig bin — ich würde schlecht bestehen. Gut, daß ich niemandem habe, der mich auffordert: erzähle! Es würde ihn kaum fünf Minuten kosten, den Geschäftsbericht eines ganzen Monats zu hören. Und weiß ich das weiß, wage ich kaum mich selbst dazu aufzufordern.

Ich verträume viel von meiner Zeit in unfruchtbaren Erinnerungen. Ich wohne in demselben kleinen Zimmer bei der Witwe Eufemia Rodriguez, das ich einst vor mehr als zwei Jahren mit Stuart bezogen. Nach meiner Ankunft in der Stadt betrieb ich es zunächst ein wenig vornehm und wohnte im „Hotel Francés“. Aber der Geist der Mathematik kam bald über mich, und ich sah, daß ich es mir nicht lange leisten könnte. 125 Pesos sind in der Stadt bald ausgegeben, wenn man mit Anwälten, Annoncen-Expeditionen, Redaktionen zu tun hat, fremde Herren gelegentlich zum Abendbrot einladen soll, wenn man sonst in dem lebensfrohen Völkerviertel so viel freie Zeit hat wie ich. Allerdings teilt ja Stuart die Kosten mit mir; aber da muß man eben noch vorsichtiger sein.

Da ist das Träumen schließlich noch das billigste. Und ich tue es in ausreichendem Maße. Meine Tischgesellschaft bei der waderen Witwe ist fast noch die gleiche wie damals, als ich unter Vaters Oberbefehl Erzaufzüge entwarf. Da ist der verkommene Maler, ein Desterreicher, der noch genau so lägt wie vor zwei Jahren und jedenfalls noch mehr trinkt und noch schlechter porträtiert wie damals. Aber er weiß zu erzählen, das hilft über die Zeit hinweg. Da ist ferner der Licenciado mit seiner Gemahlin, dem es finanziell sicher ebenso schlecht geht wie dem Maler und mir, dessen Manieren aber eines Granden von Spanien würdig wären. Das Ehepaar schweigt meistens. Da sind die drei lieblichen Töchter der Witwe Rodriguez, deren Hauskleider noch ebenso schmutzig sind, wenn nicht noch schmutziger; aber vielleicht ist das nicht

möglich. Des Abends auf dem Parado sind sie aber um jo prächtiger gekleidet. Endlich sind dort noch der dänische Ingenieur von der Fuerza y Luz — und Hermann Schmidt.

Der sitzt manchmal wie früher in meinem Zimmer, klagt das alte Mägelied von seiner schlechten Bezahlung und darüber, daß er nicht einmal fortgehen kann, weil er wo anders noch schlechter bezahlt würde.

Ich bemerke ihm darauf, daß es ihm ja doch an Mut gebräche, sollte sich ihm eine Gelegenheit bieten sein Glück zu versuchen.

„Sie meinen doch nicht etwa Ihre Grube?“ fragte er höhnisch.

„Allerdings meine ich die!“

„Habe ich aber nicht vollkommen recht gehabt, daß ich verzichtete?“

„Vollkommen recht. Sie haben ja im voraus gewußt, wie alles kommen würde. Ich wollte, ich hätte etwas von Ihrer Prophetengabe; ich hätte viel Zeit, Geld und Verdienkraft gepart.“

„Ich wußte gleich, daß in Ihrer Wüste unsern nicht ge-deihen kann,“ meinte Schmidt selbstgefällig. Ich aber brach die Unterhaltung ab.

Ein anderes Mal sitzt er wieder bei mir und erzählt zum hundertsten Male, wie doch alles so anders aussehen könnte, wenn nur das deutsche Kapital Interesse für Mexikos ungeheure Möglichkeiten hätte. Ich bemerke, daß wenigstens mein deutsches Kapital das gewünschte Interesse in ausreichendem Maße bewiesen habe, daß es aber auf dem besten Wege sei, in die Taschen eines Pankees zu wandern.

„Das ist es ja,“ ruft Schmidt erregt, „wir lassen uns die Amerikaner hierzulande über den Kopf wachsen! Wären Sie, anstatt mit zehn, mit fünfzig Mille an die Sache herangegangen, dann wären Sie jetzt Herr Ihres Silberberges!“

„Ja, wäre ich nur,“ sagte ich ironisch.

„Aber so ist es immer! Die Amerikaner erobern das ganze Land und treiben die anderen Nationen hinaus! Und was zurückbleibt, hat sich mit schlechter Bezahlung und dem Fraße der Wirtin Rodriguez zu begnügen. Wenn nur die großen Banken, die Regierung einmal aufwachen wollten!“

„Wir wollen sie schlafen lassen, Schmidt! Das Schlafen und vielleicht ein wenig Träumen, das ist nun einmal das Beste, was wir Deutschen können!“ — (Fortf. folgt.)

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

Beim Militärkonzert auf der Alameda hatte Stuart mit einem Male seinen Arm in den meinen ein.

„Du bist mir böse, Lewis! Und ich weiß, es ist nicht recht von mir, daß ich meiner Neigung folge, anstatt Dir zu helfen. Aber ich kann nicht anders; vergib mir!“

„Mache Dich los von diesem Weibe, John! Wohin soll denn das führen? Es kann nimmer gut enden. Lieber verzichten wir auf alle Hilfe und vertrauen auf die eigene Kraft. Dickinson vermag mehr mit einem Worte in Freundschaft, als dieses Weib mit einem Vulkan von Liebe!“

„Magst recht haben, aber ich kann nicht anders! mag nicht anders! Ich weiß, ich verliere Deine Freundschaft, aber lieber verliere ich die als das Glück, das ich im Herzen trage!“

„Meiner Freundschaft bist Du immer sicher, John, aber ich fürchte — des Glücks nicht ebenjo sehr. Welch ein Wechsel in so kurzer Zeit! Vor wenigen Wochen noch hast Du das Weib von ganzer Seele gehaßt.“

„Habe ich es wirklich getan?“ fragte Stuart langsam. „Dann war der Haß nur eine erkrankte Liebe. Sie blieb mir frisch und jung wie am ersten Tage. Ach, Lewis, Du weißt ja gar nicht, wie das alles gekommen, und wirst uns beide auch nicht begreifen!“

Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Im Grunde hat unser Roman schon vor langer, langer Zeit begonnen. Nur wußte ich nichts davon. Es hat eigentlich mit uns beiden angefangen. Zu einer Zeit, da wir dem Imparcial noch keine Ahnung hatten, hat Jane uns schon gekannt, wenigstens dem Ansehen nach...“

„Wie war das?“

„Sie hat uns beide einmal durch die Alameda von Stadt Mexiko schlendern sehen. Ihr erstes Gefühl war freudige Ueberraschung. Endlich einmal zwei Männer! dachte sie. Du weißt ja, Lewis, wir sind gottlos etwas größer und breiter geraten als die gelben mexikanischen Herrlein. Seitdem hat sie gewünscht, uns kennen zu lernen. Und es kam wirklich so. Erst Du; Du bist ihr oft begegnet, in Chapultepec, oder sonstwo; und später in ihrem Hause; dann aber begegnete ich ihr, und vielleicht bin ich schließlich der Bevorzugte deshalb ge-

Worte gelesen, gelächelt, da der Soldat draußen sie wohl für ein junges Mädchen hielt. . . dann aber hatten diese Worte so seltsam in ihr aufgellungen, wie ein altes, wohlvertrautes Lied. Sie tastete dieser vergessenen Melodie nach, bis es, wie ein brausender Afford, in ihr klar wurde; in Schmerzen klar.

So wie der junge Krieger heute hatte ihr schon einmal einer geschrieben: vor vielen, vielen Jahren, da sie noch jung war. Zwar nicht ganz dieselben Worte; so hatte er geschrieben: Wenn ich wieder heimkehre, komme ich zuerst zu Dir. . . Du sagten sie zueinander, denn er hatte sie ja geliebt, damals beim Abschied, ehe er in die Fremde zog, um sich dort eine neue Heimat zu schaffen, in die er sie dann als sein Weib holen wollte. Er war aber nicht mehr gekommen. Ihre Lippen, auf denen seine Küsse noch lange heiß wie ihre Sehnsucht brannten, hatte keiner mehr geliebt; sie war alt geworden und einsam geblieben.

Nun stand alles wieder vor ihr wie am ersten Tage. Sie sah sein junges, frohes Gesicht, die hohe, starke Gestalt, hörte das helle Lachen, mit dem er sie damals über das Trennungswiedertreffen tröstete wollte. Die alte Zeit kam herauf mit ihren Freuden und Schmerzen.

Und sie war ein wunderbares Dufte; sie blühte erlaucht auf und gewahrte jetzt erst mit lebenden Augen die Pracht der Rosen, unter denen sie träumte. Der Abend war langsam herbeigekommen; es waren nicht viel Menschen in ihrer Nähe. Sie verlor ihre Augen in die Farben der Rosen, die im Dämmerlicht mild ineinander flossen. Ihre Gedanken waren aber weit ab, in vergangenen Zeiten, die der Junge ihr heute mit seinem Brief unbewußt aufgetan hatte, da ihr Leben noch hell und sonnig vor ihr lag wie eine große Hoffnung. Es war aber kein lauter Schmerz über ihr einsames, glückloses Leben in ihr, sondern mit der vom Alter verklärten Enttäuschung nahm sie die Vergangenheit in sich auf als einen schönen Traum.

Kleines Feuilleton.

Die innere Linie.

Während die Russen bei Beginn des Krieges vermöge ihrer kolossalen Truppenmassen sowohl im Norden wie im Süden ihre Operationen auf der äußeren Linie ausführten, sind sie jetzt bei den gewaltigen Entschlußkämpfen in Polen auf die innere Linie angewiesen. Diese ist nur dann ein Vorteil, wenn ein militärisch brauchbares Eisenbahnnetz eine schnelle Verschiebung der Truppenmassen ermöglicht.

Die Operationen auf der inneren Linie bildeten vor dem Kriege ein vielbesprochenes Thema, da sie wiederholt glänzende, die Welt überraschende Erfolge gezeitigt haben. Wenn eine Partei sich auf einen Punkt stützt, den der Feind von mehreren Stellen aus ihrer umgebenden Kreisbewegung aus getrennten Vormarschlinien angreift, so sagt man, daß jene sich auf der inneren Linie befindet. Dasselbe trifft zu, wenn sie eine Stellung innehat, die der Gegner mit einem Teile seiner Kräfte per se anzugreifen, mit dem anderen aber zu umgehen trachtet. Man hat überdies den Begriff verallgemeinert und auf die Lage jedes Heeres übertragen, das sich zwischen verschiedenen feindlichen Gruppen befindet und seine Streitkräfte innerhalb des von denselben umschlossenen Raumes in Verbindung zu setzen vermag, bevor der Gegner imstande ist, sie mit Heberlegenheit anzugreifen.

Die Bedeutung der sogenannten inneren Linie also liegt in der Möglichkeit des mehrfachen Gebrauchs derselben Streitmacht gegen verschiedene feindliche Gruppen. An der Spitze von 100 000 Mann kann man nacheinander drei Abteilungen von 80 000 Mann schlagen, während der Kampf gegen die vereinigten 240 000 Mann ausfallslos wäre.

Das Wesen der Operationen auf der inneren Linie wird am interessantesten und lehrreichsten durch die Maßnahmen Napoleons I. in den Tagen vom 10. bis 14. Februar 1814 beleuchtet. Vor den verbündeten Heeren auf Paris zurückweichend, befand der Korps sich am 9. Februar mit der Hauptmacht seiner Streitkräfte

bei Sézanne. Nördlich, durch den Petit-Morin und sein sumpfiges Tal von ihm getrennt, zog die schieflische Armee unter Blücher gen Paris. Sie war nicht vereinigt, sondern auf zwei Straßen, nämlich längs der Marne sowie auf dem kürzeren Wege über Champaubert geteilt. Auf jeder von beiden folgten die Korps einander noch in größeren Abständen. Nun, dies waren für einen Napoleon günstige Umstände zu überraschendem Angriffe. Der Kaiser bemächtigte sich vorerst des Ueberganges über den Petit-Morin. Darauf eilte er, diesen benutzend, auf die südliche Straße des Blücher'schen Heeres und sprengte am 10. Februar das zunächst stehende russische Korps Suwiel bei Champaubert. Am 11. eilte er dem dort schon vorausmarschierten Sacken'schen Korps nach und schlug es bei Montmirail. Am 12. ward dann das preußische Korps Jork bei Chateau-Thierry getroffen. Darauf lehrte der Korps nach der südlichen Straße um, wo aus dem Hintergrunde Blücher mit dem preußischen Korps Kleist und dem russischen Korps Kapzewitsch heranlief. Am 14. Februar erlitt auch Blücher bei Etoges eine völlige Schlappe. In fünf Tagen hatten alle Teile der schieflischen Armee vereinzelt Niederlagen erlitten und schwere Verluste gehabt, die für den Gegner dem Ergebnis einer großen gewonnenen Schlacht gleichkamen.

Die Erntehilfe.

Aus Thüringen wird geschrieben: Ueber dem Blumenthor im Garten des Bahnwärters Ludwig zu M. summen die Immen. Drei stattliche Vögel haben dort ihre Heimat. Da jedoch der Bienenbater als Krieger im Felde steht, so hat er die Sorge um die fleißigen Tiere seiner Ehefrau übertragen müssen. Voller Gottes ist diese aber eine „Unkundige“, und sie weiß mit dem Einern des Honigs keinen Bescheid. Da hat sie die Doffentlichkeit angerufen und eine Anzeige erscheinen lassen, ob sich nicht ein bienenkundiger Mann fände, der ihr die Honigernte besorgen würde.

„Der Frau kann geholfen werden!“ jagte einer im Stillen zu sich, dem das Wochenblatt in die Finger geriet. Er verhandelte sich nämlich auf die Immen. Und so kam er mit sich selbst überein, der Aufforderung Frau Ludwigs nachzukommen. Er suchte allerhand Gerätschaften, die er bei seinem Vorhaben benötigte, zusammen und machte sich auf den Weg. Freilich war es schon ein wenig arg dunkel, als er ging, und wie es scheint, hat er sich gar verlaufen. Sicher ist nämlich, daß Frau Ludwig ihn niemals bei sich sah.

Es meldete sich überhaupt trotz wiederholter Hilferufe keine mitleidende Seele, die der Frau in ihren Honignöten beigestanden hätte. So mußte sie sich schließlich, so gut es gehen wollte, selbst ans Werk machen. Und siehe: da stellte sich zu ihrem maßlosen Erschauen heraus, daß die Arbeit bereits getan war und daß somit jener Unbekannte, der so erntefreudig in das nächtliche Dunkel hineinmarschiert war, doch den Weg zu Ludwigs Bienenstöcken gefunden und „die Ernte besorgt“ haben mußte. Dies allerdings, ohne die Besitzerin von seiner „Hilfsarbeit“ zu verständigen. Jedenfalls fand die überraschte Frau sämtliche drei Bienenkästen ihres süßen Inhalts beraubt. Der Spitzbube hatte in durchaus sachmännlicher Weise den Honig mit den Waben herausgehoben und an deren Stelle, um die Arbeit der Bienen nicht zu stören, künstliche Waben hineingehängt. So kam die ob dieser Entdeckung entrüstete Frau des Imkers um ihre Honigernte, und — was noch empörender ist — es gab Leute im Dorfe, die da meinten, die betrübliche Geschichte wäre nicht ganz ohne einen lustigen Beigeschmack, und man könne an ihr einmal wieder sehen, welche „zugkräftige“ Wirkung so ein Inserat unter Umständen ausübe.

Der Film im Dienste der Berufswahl.

Eine neue Verwendungsart des Kinematographen, die gemeinsam und lehrreich wirken kann, hat neuerdings die „Zentrale für wissenschaftliche und Unterrichts-Kinematographie“ angebahnt. Sie sucht nämlich den Kinematographen in den Dienst der Berufswahl zu stellen. Bekanntlich sind seit längerer Zeit Bestrebungen im Gange, das Interesse der Schuljugend und vor allem das der schulentlassenen Jugend für das Handwerk zu heben, dessen gesunde Entwicklung für das ganze wirtschaftliche und kulturelle Leben unseres Volkes von so hoher Bedeutung ist. Ein Hilfsmittel, das im

Dienste dieser Bestrebungen von vorteilhafter Wirkung sein könnte, besteht nun darin, daß man den jungen Leuten, sowie ihren Eltern die verschiedenen Handwerksbetriebe anschaulich vor Augen führt, so daß sie einen Einblick in Wesen und Betrieb des einzelnen Handwerkes erhalten. Der persönliche Besuch von Handwerksbetrieben wird ja den jungen Leuten, die vor der Berufswahl stehen und ihren Eltern doch nur in Ausnahmefällen möglich sein und so kann denn hier der Film eintreten. Aus diesen Erwägungen heraus hat die gedachte Zentrale eine Reihe von Handwerksbetrieben kinematographisch aufnehmen lassen. Man sieht zum Beispiel die Herstellung eines Bucheinbandes, eines Wagens, eines geschmiedeten Bitters und erhält so einen lebendigen Einblick in die Buchbindererei, Stelmachererei, Schlosserei, Hufschmiede usw. Die Paul Sorgenfrei im „Prometheus“ berichtet, war die erste Vorführung dieser Filme, die unlängst in Berlin erfolgte, technisch wie inhaltlich vollkommen gelungen, so daß man sich von dem Veruche günstige Erfolge versprechen kann. Voraussetzung ist natürlich, daß die Kinematographen Zeit finden, neben den Kinodromen, mit denen sie uns beglücken, auch derartige gemeinnützige Filme zur Vorführung zu bringen.

Eine Fürstenbestattung auf Madagaskar.

„Prinz“ Ramaba auf Madagaskar, einst ein mächtiger Fürst, ist gestorben, schreibt „Aftenposten“, und wurde neben seinen Vätern in den Felswänden unterhalb Ambohitrandrazana („Stadt der Väter“) bestattet. Der Sarg war im Innern mit einer dreifachen Schicht von Silberdollars bekleidet, die durchbohrt waren, damit sie der Toten nicht von Räubern genommen werden können. Ramaba war eine Frau, ließ sich aber stets Fürst nennen, trug kurz geschorene Haare, einen Männerhut und lange Beinkleider. Sie herrschte während des tiefsten Verfalls des Hochadelstums über die Besitzprovinz Iandra. Als die Franzosen Madagaskar nahmen, war es mit ihrer Regierung zu Ende. Arm und verlassen ist die Fürstin gestorben, das letzte Glied eines einst kräftigen, berühmten Königtumes. Doch ihre Beisetzung war fürstlich, gleichsam ein letztes Aufflackern der uralten Bestattungssitten, die jahrhundertlang bei diesem Volkstamm herrschten und durch ihre grenzenlose Verschwendung das Volk mehr kosteten als Kriege und Mähernten. In Ramabos Sarg befanden sich außer dem Silbergeld kostbare Schmuckstücke, Hausgeräte, Werkzeuge, Kostbarkeiten aller Art, mit denen sie ihre fürstlichen Ahnen im Grabe begraben muß. Sklaven konnte sie, trotzdem die Sitte es heidit, nicht mitnehmen, weil es auf Madagaskar keine Sklaven mehr gibt. Dafür wurde aber eine große Anzahl Ochsen geschlachtet. Doch auch noch eine andere Sitte mußte unterbleiben, weil die Beisetzung möglichst rasch vor sich gehen sollte. Die Leichen von Fürsten wurden dem alten Ritus nach an den Türpfosten gebunden und täglich festgezogen, bis alle darin befindliche Flüssigkeit in eine Schale gesickert und dann an einem heiligen Ort tief im Fluß versenkt worden war. Von hier stieg die Seele des Toten in Form einer Schlange auf, die man nicht beunruhigen durfte, sondern vom Königshof aus ernähren mußte, sobald sie sich zeigte. Während eines solchen oft Monate lang dauernden Leichentodenprozesses wurde die ausgestaffierte Wahre unter Musik und einem Gefolge von weinenden, Trauerkleidung tragenden Frauen von Stadt zu Stadt getragen.

Notizen.

— Musikchronik. „Der Sonnenvogel“, die Operette von Georg Monnowski und Rudolf Schöner, Musik von Victor Holländer, wird am Sonnabend, den 31. Juli, in neuer Einstudierung im Deutschen Künstler-Theater gegeben.

— Künstlerunterstützung. Zur Unterstützung notleidender Künstler haben im vorigen Monat die hiesigen Kollegen von München wieder 110 000 M. bewilligt, von denen noch nichts verausgabt ist. Der Hilfsausschuß der Münchener Künstlerchaft hat nunmehr in einer Eingabe an die Stadt gebeten, sofort 35 000 Mark aus dieser Summe zu unmittelbaren Ankäufen fertiger Kunstwerke zu verwenden, um auf diese Weise Geld unter die Künstler zu bringen. Der Magistrat stimmte dem Gesuch zu.

SOMMER Ausverkauf

Stiller

Nur Jerusalemerstr./Dönhoffplatz

Schluss * *

Sonnabend

Deutscher Metallarbeiter-Verband.
Verwaltungsstelle Berlin. N 54, Finienstr. 83-85
Telephon: Amt Norden 185, 1209, 1987, 9714.
Bureau geöffnet von 9 bis 1 Uhr und von 4 bis 7 Uhr.

Achtung! Militäreffekten! Achtung!
Heute Freitag, den 30. Juli 1915, abends 6 Uhr:
Versammlung
aller in den Militäreffekten-Betrieben
beschäftigten Kollegen
im Gewerkschaftshause, Engelauer 15, Saal 1.
Tagesordnung:
„Stellungnahme zu unseren Teuerungszulagen.“
In Anbetracht der äußerst wichtigen Tagesordnung ist das Erscheinen
aller Kollegen dringend notwendig.
Die Ortsverwaltung.
117/5
Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neuföhren. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glöckle, Berlin, Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt: Paul Singer & Co., Berlin SW.

Deutscher Holzarbeiter-Verband
Verwaltung Berlin.
Tel.-Amt Korkplatz 10623, 3578. Bureau: Rungestrasse 30

Heute Freitag, den 30. Juli, abends 8 1/2 Uhr, Rungestr. 30:
Sitzung der Ortsverwaltung.
Freitag, den 20. August, abends 8 Uhr, im Gewerkschaftshaus, Engelauer 15:
Ordentliche General-Versammlung.
Anträge hierzu müssen bis 6. August an das Bureau eingereicht werden.
86/1 Die Ortsverwaltung.
Wo? ist der schönste Ausflugsort?
Immer noch **Pichelswerder**,
an der neuen
Seebrücke
beim Alten Freund.

Gewerkschaftshaus
Im herrlichen Naturgarten Sonntagnachmittag auf den Terrassen

♦ ♦ Kaffeekonzert. ♦ ♦
Sonntag mittag:
Ochsenwanzsuppe . . . 15 Pf. Gänsebraten 80 Pf.
Krautbrühe mit Karf . . . 15 Wildschwein 70 .
Geist grün 50 Hammelleule 70 .
Rahmsoße von Jander . . . 50 Versä. Kompotts oder Salat 10 .
Kalbssteak mit Blumenkohl . 60 Speise oder Käse 20 .
Heute, den 30. Juli 1915, zwischen 2 und 6 Uhr, ein
Riesenposten westfälischer Landschinken und Schinken-
speck, das Pfund 1,60-1,80 M.
a Pfund a Pfund
Fr. Rippebeer 1,50 M. Braunschweiger Schrot . . 1,80 M.
Schinken u. Schulterstück 1,50 Tafel 1,60
Schinkenstück, scharf . . . 1,50 Gefüllter Schinken . . . 1,60
Hammelleule u. Rind . . . 1,50 Zwiebelwurst 1,50
Kalbsleule u. Nierstück . . 1,20 Preislaure 1,20
Der Verkauf findet nicht unter 5 Pfund statt.